



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Ostern. (Fest des hl. Joseph.)

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 16-22. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen: denn ich gehe zum Vater.“ Da sprachen Einige aus seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen: und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater? Sie sprachen also: Was ist das, daß er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet.“ Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen: und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen.“ Wahrlich, wahrlich sage ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden.“ Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist: wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird Niemand von euch nehmen.“

„Er wurde für Josephs Sohn gehalten.“

Wir wandeln noch, lieber Leser, im Gefolge des Kaiserstandenen, und unser Weg führt allmählig zum Delberg, von wo der Herr glorieich gen Himmel auffahren wird „nach einer kleinen Weile.“ Welche Siege, welche Triumphe! Jesus — so berichtet zwar das heutige Festtags-evangelium — „wurde für den Sohn Josephs gehalten“ (Lukas 3). Dreißig Jahre lang wollte Er dem Namen und Reizern nach für den Sohn Josephs gehalten sein. Nach Außen hin den Sorgen um das tägliche Brot hingegeben, arbeitet Er in der Werkstätte Josephs zu Nazareth, wo man Ihn den „Zimmermann“ nennt! (Mark. 6, 3 u. Matth. 13, 55.)

Nach dreißigjährigem Schweigen aber war „Seine Stunde“ gekommen: Er fing an zu reden und „Seine Herrlichkeit zu offenbaren“ (Joh. 2, 11.) Diese „Herrlichkeit“ aber leuchtet — wie wir wiederholt schon gesehen — nicht nur hervor aus Seinen Wunderthaten, sondern Seine ganze Persönlichkeit reißt uns zur Bewunderung hin: wir erkennen in Ihm den „Menschensohn“, mit dem kein Nachkomme Adams von fern einen Vergleich aushält.

Betrachten wir heute beispielsweise Seinen Starksinn. Jesus vertritt jedweden Starksinn: den Starksinn der Bescheidenheit inmitten des Triumphes und der begeisterten Kultigung der Ihn umgebenden Volkmenge; — Er besitzt den Starksinn der Geduld gegenüber dem Starrsinn Seiner Jünger, den Vorgeleien der scheinheiligen Pharisäer, der teuflischen Falschheit der Hohenpriester; —

den Starksinn der Ruhe und Gelassenheit gegenüber den Mißhandlungen, Faustschlägen und Geißelstreichern; und, was noch bewundernswerter ist, den Starksinn der Ergebung inmitten der entsetzlichen Seelenqualen im Delgarten und am Kreuze. Diese unerschütterliche Standhaftigkeit, diese Ruhe und Würde unter Umständen, die so sehr dazu angethan waren, zu entmutigen und zu verwirren, — sie sind das Erhabenste auf dem Gebiete des menschlichen Willens!

Allein, lieber Leser, das ist nicht Alles. Die höchste Aeußerung der unserm Herrn innewohnenden Kraft ist die Art und Weise, wie Er die Welt überwunden hat, nach Seinen eigenen Worten: „Alles werde Ich an Mich ziehen!“ — Archimedes († 212 v. Chr.) hatte bekanntlich gesagt: „Gieb mir einen festen Punkt, und ich werde die Welt aus ihren Angeln heben!“ Jesus verlangte keinen „festen Punkt“, denn Er bedurfte dessen nicht: Er nahm zwölf arme, ungebildete und wenig begabte Männer, größtenteils Fischer, und — was noch großartiger ist, als die Welt aus ihren Angeln heben, — Er hat die Welt umgestaltet, befehrt, verklärt. Und auf daß diese That um so glänzender, um so wunderbarer dastünde, hat Er sie nicht zu Seinen Lebzeiten vollbracht. Während Seines irdischen Lebens hat Er hierfür nichts gethan: Er starb sogar verlaßen am Kreuze. Als Er aber dann, wie Er vorhergesagt hatte, die Erde verlassen hatte und Sein Werk mit Ihm erlöschten und vergessen schien, da bewies Er Seine Macht durch Wunder jenseits des Grabes; da plötzlich taucht Sein herr-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 20. April. 3. Sonntag nach Ostern. Gedenken des hl. Joseph, Erstor, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 15, 1-10. Epistel: 1. Petrus 5, 6-11. St. Andreas: Nachm. 3 Uhr Offizium für die Verstorbenen der Männer-Sodalität. Nach der 4 Uhr Predigt Brudersgatts-Andacht zum guten Tode.
- Montag, 21. April. Anselm, Erzbischof.
- Dienstag, 22. April. Ester, Fast und Martyrer.
- Mittwoch, 23. April. Georg, Martyrer. St. Andreas: Morgens 10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Männer-Sodalität. Herz Jesu-Kloster: Nachm. 6 Uhr Andacht zu Ehren des hl. Joseph. Anfang der neun Mittwoch.
- Donnerstag, 24. April. Adalbert v. Sigmaringen, Martyrer.
- Freitag, 25. April. Markus, Evangelist. St. Andreas: Abends 7,30 Uhr Sühne-Andacht.
- Samstag, 26. April. Adalbert, Bischof und Martyrer.

Sinnpruch.

Licht und Schärfe in Gedanken,
 Die Gefühle stark und warm,
 Zwischen beiden feste Scharaken,
 Sonst bist krank du, oder arm.

liches Werk aus der Vergessenheit hervor, der es für immer geweiht schien, voll nie versiegenden Lebens und ganz unerlöschlicher Fruchtbarkeit.

Ich brauche wohl kaum hervorzuheben, daß Alles, was wir an der Persönlichkeit des Heilandes bewundern — Seine Liebe und Güte, Seine Stärke und Standhaftigkeit — in vollem Gleichgewichte, in herrlichem Einklange steht. Bei Ihm findet sich weder eine Lücke, noch eine Schwäche, noch ein Flecken; kein Uebermaß, nichts Gezwungenes. Jede Seiner Eigenschaften erreicht ihren Höhepunkt, aber keine überragt die anderen; sie sind harmonisch verschmolzen. Alles in Seiner Person und in Seinem Leben ist majestätische Ruhe, Milde und Ungezwungenheit, erhabene Ruhe. Wir fühlen, daß Er Mensch, — fühlen aber jeden Augenblick, daß Er mehr ist, als ein bloßer Mensch, daß die gewöhnlichen Schranken der Menschheit bei Ihm nicht Platz greifen.

„Jesus — sagt ein französischer Schriftsteller — stellt durch Seine Größe und Schönheit alle menschliche Vollkommenheit in Schatten“ — (Channing). Und, lieber Leser, Jesus stellt in Schatten nicht etwa nur jene, die Ihm vorausgegangen, sondern auch jene, die nach Ihm gekommen sind, die Ihm ihr Dasein verdanken; denn Sein Erscheinen war wie ein Lichtstrahl, der ein bis dahin unbekanntes Ideal offenbarte und das Bestreben schuf, Ihn nachzuahmen. Seit nahezu zweitausend Jahren hat die Menschheit jene hehre Gestalt vor Augen, bemühen sich Millionen, sie nachzuahmen. Je genauer sie dieselbe kopieren, zu desto größerer sittlicher Schönheit gelangen sie; ihr gleichzukommen, war indeß keinem beschieden. Unter diesen zahllosen Nachahmern entzücken nicht wenige diese durch die Reinheit ihres Wandels, jene durch ihre Kraft. Jesus aber bleibt das unerreichbare und unerreichbare Ideal.

Was die Persönlichkeit (wenn ich so sagen darf) begrenzt, ist Zeit, Ort, Abstammung. Jemand mag noch so groß sein: er ist hier geboren, hat dort gelebt, er ist aus einem bestimmten Volke hervorgegangen, er trägt den Stempel desselben. Nehmen wir die hervorragendsten Männer: sie sind Männer ihrer Zeit und bekunden für deren Anliegen, Freuden und Leiden das lebhafteste Interesse. Bei den Politikern, Gesetzgebern und Eroberern ist dies ja selbstverständlich; denn worauf sollten sie sich stützen, um die Welt zu regieren und zu beherrschen, wenn sie nicht Männer ihrer Zeit wären? Allein selbst die Männer des reinen Gedankens, einsame Träumer, Dichter, Philosophen, Künstler etc., Alle die dem Cult des Idealen ihr Leben geweiht, waren sie nicht auch Männer ihrer Zeit? Vernehmen wir nicht in ihren Gedichten neben den Ruf der Menschheit auch die Rufe ihrer Zeit? neben den Seufzern der menschlichen Seele auch die Seufzer ihres Volkes? So ist es bei Homer, so ist es bei Dante, bei Shakespeare, bei Goethe! — Und Christus? Er ist weder Hebräer, noch Grieche, — Er ist der „Menschensohn“, d. h. Er ist in absolutem Sinne der Sohn des Menschen, in Ihm finden wir die ganze Menschheit.

Mit einem Worte: die Persönlichkeit Jesu ist nach zwei Jahrtausenden unergründet und unergründlich, denn Er ist mehr als ein bloßer Mensch, Er ist der menschgewordene Sohn Gottes.

Frühlingskuren.

Von Dr. med. R. Kojen.

Luft.

Das Lebenselement des Menschen ist die Luft, die reine Luft. Hätten die Menschen immer darauf geachtet, gäbe es nur wenige oder gar keine Krankheiten.

Die Natur, so viele Vorteile sie hat, sie hat das Menschengeschlecht verwirrt, hat

es gezwungen, sich gegen Luft, Luftzug zu schützen. Sobald die kältere Jahreszeit kommt, dann zieht sich die Menschheit in die Häuser, in die geheizten Stuben zurück. Leider muß es sein, denn der moderne Mensch erträgt keine Kälte mehr. Aber sobald das Frühjahr kommt, sollte jeder hinaus in die freie, frische Luft. Die freie Luft, zumal die sonnige Waldluft ist das Hauptmittel zur Stärkung und Erhaltung der Gesundheit. Die frische, freie Luft ist es auch, welche die Heilung der meisten Krankheiten unterstützt, und welcher die Bäderreisen und Bäderkuren zum größten Teil ihre günstige Wirkung auf Gesunde und Kranke verdanken. Der Mangel an freier Luft dagegen, das Wohnen in engen, finsternen Wohnungen, das sind die Ursachen zu dem Siechtum vieler Menschen, zu einem Siechtum, welches niemals durch Arzneien, sondern nur durch langen Aufenthalt in freier Luft zu heilen ist.

Am meisten leiden die Kinder durch den Mangel an frischer Luft, mag der Mangel in der Wohnung oder in der Schule herrschen. Ein Hauptgesetz für den modernen Menschen heißt: „Genieße so oft wie möglich die frische Luft.“ Sobald das Frühjahr winkt, dann hinaus ins Freie! Jedes lebende Wesen bedarf zu seiner Erhaltung der Luft. Nicht nur die niedrigsten Tiere, bei denen man weder besondere Luftgänge, noch andere Atemorgane entdecken kann, atmen mit der ganzen Körperoberfläche, sondern auch die Krone der Schöpfung, der Mensch. Er hat von der Mutter Natur in seiner Haut eine äußere Atmungsfläche erhalten, die ebenso wie die inneren Atmungsorgane, fortwährend einen Austausch mit der atmosphärischen Luft sucht.

Die Hautatmung ist von höchster Bedeutung für die Gesundheit, und wo sie daher durch Unreinlichkeit oder durch zu enge und zu dicke Kleidung von der frischen Luft zu sehr abgeschieden wird, da muß das Gesamtbefinden, die Gesundheit leiden. Da nimmt das Blut in der Haut einen vorherrschend blauen Charakter an; die Haut wird selbst blaugrau, schlaff, kalt, der Kreislauf des Blutes, sowie der zum Leben unbedingt notwendige Stoffwechsel verlangsamen. Eine frische, rötliche, elastische Haut ist immer ein Zeichen von guter Atmung, nicht nur durch die Lungen, auch durch die Haut. Eine rote, elastische Haut ist stets ein Zeichen von Gesundheit.

Es liegt also auf der Hand, daß es der Wille der Mutter Natur ist, unsere Haut möglichst oft und lange mit der frischen Luft in Berührung zu bringen. Wer dagegen bisher gesündigt hat, nehme das Frühjahr wahr, um nach Kräften zu bessern. Das geschieht am besten an milden Tagen in möglichst loser Kleidung. Jeder Spaziergang in angemessener Kleidung ist ein Luftbad, welches ebenso heilsam ist wie ein Wasserbad.

Wir sollen aber nicht nur im Freien gute Luft haben, sondern auch in unseren Wohnungen. Da kommen wir leider zu einem Hauptübel unserer Zeit, zu der stets überhand nehmenden Wohnungsnot. Was hilft es dem kleinen Mann und dessen Familienmitglieder, wenn er nach ein- und mehrstündigem Aufenthalt in der frischen Luft, wieder in seine dumpfe, enge, dunkle Wohnung zurück muß, um dort vielleicht zehn bis zwölf Stunden zu atmen? Da geht der Vorteil des Aufenthaltes in der freien Luft bald wieder verloren.

Aber nicht nur der arme, auch der reiche Mann leidet oft unter seinem Aufenthalt in der Wohnung. Der erstere gegen seinen Willen, ohne seine eigene Schuld, der letztere nur durch seine eigene Schuld. Jede Wohnung ob ärmlich oder elegant, ist ungesund, wenn sie nicht genügend gelüftet wird. Die Festsucht ist eine recht moderne und sehr verbreitete Krankheit, entstanden durch zu langen Aufenthalt in geschlossenen und schlecht gelüfteten Räumen. Alle Menschen, die bei guter Nahrung in schlechter Stubenluft leben, die werden auf die Dauer fettüchtig. Das Blut kann den durch die Nahrung allzureich-

lich aufgenommenen Kohlenstoff durch Atmung nicht mehr los werden, weil die Stubenluft zu wenig Sauerstoff enthält. Da hilft sich denn die Natur, wenn sie sonst eine Krankheit nicht auskommen läßt, dadurch, daß sie den Kohlenstoff in überschüssiges Fett verwandelt. Das ist immer noch der angenehmste Ausweg. Unangenehmer ist es entschieden, wenn der überschüssige Kohlenstoff sich in einen Krankheitsstoff, wie Hämorrhoidal-, Strophel- oder Gichtstoff verwandelt.

Will ein Fettüchtiger sein überschüssiges Fett wegbringen, so geschieht das auch am besten und schnellsten in frischer, freier Luft. Aber, das beherzige sich der Fette sehr, das Wegschaffen des Fettes darf niemals übereilt, niemals durch Gewaltkuren geschehen. Daher ist auch die berühmte Bantingskur durchaus nicht zu empfehlen, denn durch diese einseitige Fleischnahrung können auf die Dauer andere, weit gefährlichere Krankheiten entstehen.

Es ist unmöglich für alle Fettüchtigen ein Radikalmittel zu nennen. Das aber dürfen alle sich merken: Eine Nahrung, die arm an fetten, stickstoffhaltigen, dagegen reich an eiweißhaltigen Stoffen ist, wird allen gut thun, wenn sie begleitet ist von hinreichender Bewegung in frischer, freier Luft. Die beste Zeit zum Beginn dieser Kur aber ist das Frühjahr.

Wie Moden entstehen.

Von Amalie Winhoffner.

Die Klagen über die Lannen der Mode sind so alt wie letztere selbst. Wenn der nachmalige berühmte Staatsmann, der Athener Alcibiades, seinem um 10 Talente gekauften kostbaren Hunde den Schwanz abschneidete, so schimpfte zwar ganz Athen; aber man machte es nach, und die Hunde mit Schwanzstummeln waren mit einem Schläge Mode. Wir Kinder der Gegenwart machen es nicht um ein Haar besser, sondern im Gegenteil noch viel toller. Die Damenmoden schwenken vom reichlichen Gebrauch der wattierten Einlagen, der Gummipolster und der Tournüren, den ein schneidiger Staatsanwalt unbedenklich als Vorspiegelung falscher Thatfachen unter dem Gesichtswinkel des Betrugsparagrafen betrachten würde, fast ohne vermittelnde Uebergänge zum Sarah Bernhardt-Kultus der geraden Linien ab. Ganz besonders phantasiereich sind unsere Hutmoden, und wenn eine mit der Eisenbahn reisende Dame den barock verbotenen Deckel, der einen Hut vorstellen soll, auf dem Koup-polster neben sich liegen hat, kann es ihr vielleicht begegnen, daß ein Mitreisender sich demütig zu entschuldigen beugt, weil er annimmt, daß diese Form nur dadurch entstanden sein kann, daß er sich mit seinem ganzen Schwergewicht darauf gesetzt hat.

Wenn übrigens die Männer, die sich so oft über die Damenmoden lustig machen, ein klein wenig Aufrichtigkeit und Selbsterkenntnis besäßen, so müßten sie gestehen, daß sie in Modesachen mit ihren besseren Hälften wetteifern. Denn im Vergleich mit einem wackelnden Wiener Ringstraßengigler sind die Modelamen irgend einer Pariser „Lanceuse“ immer noch recht maßvoll zu nennen, und wenn Eduard, der Siebente seines Namens, heute verordnet, daß dies oder jenes schön und elegant sei, bengen sich morgen bereits die Herren von London bis Athen und von Lissabon bis Petersburg vor den Befehlen der runden Majestät der Engländer und der Moden.

Der Einfluß, welchen der genannte Potentat unstreitig auf den Modegeschmack der Männerwelt ausübt, führt uns direkt in die Beantwortung der oft aufgeworfenen Frage hinein, wie eigentlich die Moden entstehen und wer auf diesem Gebiete denn die oberste Instanz ist, der sich alle ohne den leisesten Widerspruch fügen. Theoretische Erörterungen über die Zuträglichkeit oder Gesundheitschädlichkeit einer Mode sind — das müssen wir uns von vornherein eingestehen — gänzlich

machtlos. So oft man sich über ihre Tyrannie empört hat, ebenso oft mußte man die Erfahrung machen, daß der Versuch, Frau Mode in feste Bahnen zu zwingen, vergeblich war. Sie ist unfassbar wie Proteus, und es liegt ja auch in ihrem ureigensten Wesen begründet, daß nur der Wechsel das einzig Beständige an ihr ist, daß sie heute einen Geschmack zum Geisetz macht und daß sie, nachdem derselbe in kurzer Zeit zu Tode gehebt ist, ihn rücksichtslos entthront, um einen andern an seine Stelle zu setzen und dem Bedürfnis nach Abwechslung Genüge zu leisten.

Die sogenannte „Faltenje“ oder „Lanceuse“ der Damenmode, welche diese erfand und verbreitet, ist vielfach eine bestimmte einzelne Persönlichkeit, und zwar nicht immer nur eine Dame der höchsten Gesellschaft, häufiger beinahe eine berühmte Bühnenkünstlerin oder gar eine Kollegin Phrynens und Aspasiens, also, kurz gesagt, eine Demimondaine, jedenfalls aber immer eine Autorität in Angelegenheiten des Geschmacks. Ob die angeregte Mode aber auch wirklich Anklang findet, hängt freilich nicht ausschließlich von der Lanceuse, sondern auch davon ab, ob die obersten Gesellschaftskreise sich derselben bemächtigen.

In dieser Hinsicht war wohl kaum jemand tonangebender als Napoleons III. Gemahlin, die Kaiserin Eugenie, welche der Damenwelt vor 46 Jahren den Krinolinenzwang aufzwang, der seit der Zeit des ancien régime mit Puff und Puder auf immer verschwunden zu sein schien. Sie erschien eines schönen Tages in der Krinoline, und schon nach wenigen Tagen war der gesamte weibliche Teil der Pariser Hofgesellschaft dem Beispiele gefolgt und ehe ein Vierteljahr vergangen war, nahm auch Königin Viktoria von England, die sich anfangs in den schärfsten Worten dagegen ausgesprochen hatte, diese Tracht an, die ein dutzend Jahre lang ein unentbehrlicher Bestandteil der Damenkostüme war. Auch sonst hat die schöne Kaiserin sich auf dem Gebiete der Mode als Alleinherrscherin bewiesen; denn sie war es, welche, was heute fast vergessen ist, die majestätisch hinter der weiblichen Gestalt einherwachsende Schleppe wieder zur Geltung brachte, und das sportsmäßig in Nachahmung der männlichen Kleidung zugeschnittene Kostüm mit gestärktem Stragen und Manschetten und westenartig geformter Blouse, wie es noch heute von Damen mit Vorliebe beim Turf und bei Regatten getragen wird, ist ihre spezielle Erfindung.

Nast genau zur selben Zeit hatten die Hutmoden große Ähnlichkeit mit den heute herrschenden. Ihre Schöpferin war zwar auch eine schöne, auf den Pariser Boulevards sehr bekannte Frau, aber keine Kaiserin, sondern so ziemlich das Gegenteil, die damals als Angebetete des Prinzen Plon-Plon (Prinz Jerome Napoleon) viel genannte Cora Pearl. Diese temperamentvolle Dame, beretwegen sich Pariser Millionärsöhne zu Dupenden ruinierten, erhielt eines Tages, als sie sich eben mit ihrem fürstlichen Liebster gründlich gezankt hatte, aus ihrem Modemagazin einen kostbaren Hut, den sie unter der Nachwirkung der eben stattgefundenen heftigen Auseinandersetzung einfach zu Boden warf und mit Füßen trat. Die spöttische Frage des Prinzen, in welchem Hute sie nun in das Bois de Boulogne fahren werde, reizte den Trotz der zu allen Exzentrikeritäten geneigten Dame. Sie faßte den Entschluß, gerade diesen verbeulenden Hut zur Ausfahrt aufzusetzen und führte denselben auch mit der Wirkung aus, daß schon wenige Tage darauf diese Extravaganz Mode war und die Modistinnen dem Sturm der Pariserinnen nach abenteuerlichen Hutformen kaum Stand halten konnten. Der Zusammenbruch des zweiten Kaiserreiches hat der Modeherrschaft Seinebabels nur wenig Eintrag getan. Der ganze Unterschied gegen früher ist heute eigentlich nur der, daß an Stelle der einen tonangebenden Kaiserin eine ganze Anzahl Mode machender Persönlichkeiten, nämlich die großen Bühnenkünstlerinnen getreten sind, sehr zur Freude

der Schneider von Beltruf wie Worth und andere, die es mit Vergnügen sehen, daß unter dieser vielköpfigen Herrschaft die Moden einander noch viel schneller ablösen und ihr eigener Weizen blüht. Die neuesten Moden nehmen ihren Siegeslauf in die Welt aber keineswegs von der ersten Pariser Bühne, dem Theater français, dessen Leiter wohl nicht damit einverstanden sein würden, wenn die großen Sterne dieses klassischen Instituts sich als Modegöttinnen aufspielen wollten. Die eigentlichen Modemacherinnen sind vielmehr als Dreigestirn, Madame Réjane, ferner die uns Deutschen durch ihre mehrfachen Gastspielreisen nunmehr auch näher getretene Denise Nette Guilbert und natürlich noch immer Sarah Bernhardt. Letztere war es, welche sich erkühnte, in losen, bauschigen Gewändern die Bühne zu betreten und das ganze lockere Spitzenwerk, Federboas und andere Raum einnehmende Arrangements in den Dienst der Aufgabe stellte, sie ein wenig voller erscheinen zu lassen. Der Eléo de Mérode dagegen verdankt die Mode die nach ihr benannte Scheitelung der Haare, die ein wenig an den Ohren verbergenden Turban des Königs Midas erinnert. Daß die deutsche Reichshauptstadt auf dem Gebiete der Mode keine führende Stellung einnimmt, ist bekannt. Nur in einem Punkte schlägt Berlin alle Weltstädte, nämlich in der Fabrikation der Damenmäntel. Hier handelt es sich aber vielmehr um eine Großindustrie, welche alljährlich Millionen von Damenmänteln nach allen Weltgegenden versendet, als um eigentliche Mode im Sinne neuer origineller Ideen. Unter den Berliner Bühnengrößen könnte auch nur eine einzige einigermaßen als Modekönigin gelten, und es scheint, daß auch die Divas der Lieberbrettelei darin keine Aenderung hervorbringen.

Günstiger liegt die Sache in Wien, welches sich schon seit langem einer vom Pariser Geschmack ziemlich unabhängigen eigenen Mode erfreut. Diese Mode fand ihre hauptsächlichsten Erfolge lange Zeit in einer gesuchten Einfachheit, die ihre Effekte auch mit billigen Mitteln zu erreichen verstand. Auch hier sind es vorwiegend Schauspielerinnen und Sängerrinnen, wie z. B. früher Alta Palmy und die Stojan, und gegenwärtig Helene Odilon, die zur Verbreitung einer Mode mächtig beitragen. Der Odilontragen und die Girardihüte sind genügend Beweis hierfür.

Jede neue Mode braucht natürlich ihren Namen, ein Schlagwort, unter dem sie eingeführt wird, und welches gewöhnlich dem Namen einer bestimmten Persönlichkeit entlehnt ist. Oft sind letztere an der unter ihrem Namen in die Welt gehenden Mode sehr unschuldig, und die Tochter des Unionspräsidenten hat an den vor wenigen Wochen angepriesenen Knopfstückelekten à la Miss Alice Roosevelt keinerlei Anteil.

Alles vorstehend Gesagte gilt natürlich nur von dem Arrangement der Kostüme, während die Wahl der für die kommende Saison bestimmten Modefarben und Muster meistens auf einem Uebereinkommen der großen Fabrikanten beruht, die schon viele Monate vorher die Bestimmungen für die Saison treffen, da die Befriedigung eines plötzlich auftauchenden Modegeschmacks in wenigen Tagen oder Wochen nicht ausführbar ist.

Ganz unbedingt gilt die vorhergehende Feststellung der Stoffe für die Herrenmode. Die englischen, französischen, deutschen und österreichischen Kammgarn- und Tuchfabrikanten bestimmen in Uebereinstimmung mit den größten Schneidern der Hauptstädte die Modestoffe, und von den großen Werkstätten für Herrenbekleidung holen sich dann die Modedepotjournalen ihre Weisheit, die hierauf schnell den Weg in die von den Provinzialbandys in Nahrung gefestigten Schneidereien findet.

Wie unheimlich es bei der Entstehung der Herrenmoden zuweilen zugeht, beweist folgendes Beispiel aus neuester Zeit. König Eduard VII., damals noch Prinz von Wales, erschien eines Tages, im Jahre 1898, in Gesellschaft in einer Weste, deren unterster

Knopf nicht geschlossen war. Das war Grund genug, daß die Snobs und Gigerl aller Länder dies alsbald nachahmten. Man war aber doch neugierig nach dem Grunde dieser ästhetisch schwer zu rechtfertigenden Unzugeknöpftigkeit, und vermutete als solchen zunehmende Korpulenz. In Wahrheit war es aber nichts anderes, als ein in der Eile begangenes Versehen gewesen, was jedoch nicht hindern konnte, daß man monatelang das Offenbleiben des untersten Westknopfsloches für besonders elegant hielt.

Die Mode gleicht den in Ohren fallenden Weisen eines neuen Musikstücks. Die zu den oberen Zehntausend Gehörenden begrüßen sie mit Vergnügen. Aber bald wird sie Gemeingut der Massen, und wenn sie uns auf Schritt und Tritt begegnet, ist es für Menschen von Geschmack mit der Freude daran vorbei. Man erfindet etwas Neues und Appartes, aber auch dieses verfällt binnen kurzem dem Fluche der Trivialität, daher der ewige Wechsel.

Bekanntlich steht die Reform der Frauen-tracht schon lange im Vordergrund des Interesses. Nach dem Gesagten wird es leicht zu begreifen sein, daß hier eine große Umwälzung im hygienischen Sinne, wenn sie überhaupt je eintreten sollte, nicht von den gutgemeinten Resolutionen in diesbezüglichen Versammlungen, sondern nur von dem mutvollen Beispiel hochgestellter Damen ausgehen kann, die entschlossen sind, mit alteingewurzelten Vorurteilen zu brechen.

Frau Polykrates.

Novellette von G. Ellis.

Aus Deutsche übertragen von Wilhelm Thal.

Es war ein sonnenheller Frühlingmorgen. Professor Holm saß in seiner Wohnstube bei der Zeitung und dem Morgenkaffee und genoß beides in Frieden und Ruhe. Er war ein alter Mann und er hatte sich, nachdem seine älteste Tochter geheiratet, in eine schöne Wohnung in der Stockholmsgade zurückgezogen.

Heute wurde er jedoch in seiner Morgenruhe durch ein heftiges Klingeln an der Wohnungsschür unterbrochen. Der Professor runzelte die Stirn, — er liebte es nicht, gestört zu werden — als er eine ihm wohlbekannte Stimme hörte:

„Ist Vater zu Hause?“

„Emma — das ist Emma! rief der Professor erschrocken. Doch sie hing ihm bereits am Hals und rief mit strahlendem Gesicht: „Hab ich Dich erschreckt, Väterchen? Vergieb mir die Ueberraschung: ich bleibe jetzt bei Dir!“

„Du bleibst?“

„Ja wohl, und zwar auf lange Zeit!“

„Und Paul, wo ist Paul?“

„Wo ich herkomme, in Meran, in Südtirol.“

„Ist er denn damit einverstanden, das Du hierhergereist bist?“

„Ich habe ihn nicht danach gefragt, Väterchen.“

„Was soll das heißen, Emma? Habt Ihr Euch gezankt?“

„Im Gegenteil. Aber ich will mich schämen lassen.“

„Scherze nicht mit so ernstlichen Dingen, Kind!“

„Es ist Ernst . . . das heißt . . .“

„Willst Du mir nun ohne Umschweife sagen, was los ist?“

„Was los ist? Wir sind zu glücklich!“

„Zu glücklich?“

„Ja; von dem Augenblicke an, da ich meinen Mann kennen lernte, bis jetzt, war noch nicht eine Wolke an unserem Himmel, aber ich bin abergläubisch. Ich fürchte den Reid der Götter und muß deshalb ein Opfer bringen.“

„Die alten Götter sind tot.“

„Das sind sie. Doch den Reid haben sie zurückgelassen. Und um sie zu versöhnen, trenne ich mich von Paul.“

„Das geht zu weit!“

„Nein, ich bin dazu gezwungen. Ich fühle, es schwebt ein Unglück über uns.“

„Keine Prophezeiungen!“
„Höre mich! Ich habe an Paul geschrieben, und ihm gesagt, ich hege eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn und müßte ihn deshalb verlassen. Jetzt will ich sehen, wie er das aufnimmt.“

„Ein gefährliches Experiment, vor dem ich Dich auf das nachdrücklichste warnen möchte.“

„Ich habe es mir lange und eingehend überlegt. Jetzt steht mein Entschluß fest. Paul ist gestern zu einem Aerzte-Kongress nach Innsbruck gereist, und ich bin jetzt hier. Den Brief habe ich auf seinen Schreibtisch gelegt. Glaubt Paul mir, — hält er es wirklich für möglich, daß ich auf die Weise von ihm gehen kann, dann war seine Liebe nicht echt, und die Scheidung muß stattfinden. Doch so weit kommt es nicht — — davor habe ich keine Angst.“

Die ersten Tage ihres Aufenthalts in Kopenhagen vergingen ihr schnell. Sie wartete in Ruhe und Sicherheit auf Pauls Antwortschreiben, worin er sie beschwor, doch endlich zurückzukehren, er könne nicht ohne sie leben usw.

Doch dieses Schreiben kam nicht. Jetzt war es mit des Professors Ruhe und Frieden vorbei. Emmas Gefühle und Launen wechselten. Bald war sie eine Beute der wildesten Verzweiflung, bald klagte sie sich selbst an und bald Paul. Beständig war sie nervös, leidend und unglücklich. Als drei Wochen auf diese Weise vergangen waren, mußte sich der Vater keinen anderen Rat, als nach Meran zu reisen und mündlich mit Paul zu verhandeln, da der Schwiegersohn augenscheinlich nicht schreiben wollte. Emma war damit einverstanden: sie konnte diese schreckliche Ungewißheit nicht länger aushalten.

In Meran angelangt, begab sich Holm unverzüglich in die Wohnung seines Schwiegersohnes. Doch hier erwartete ihn eine sehr erregliche Ueberraschung. Dr. Holst war seit drei Wochen abwesend, Emmas Brief lag unerschlossen auf seinem Schreibtisch, ebenso ein Telegramm, an Frau Dr. Holst adressiert. Der Professor brach es hastig auf, es war eine Mitteilung eines Krankenhausarztes aus Innsbruck, Dr. Holst wäre schwer krank, und seine Frau sollte schleunigst kommen.

Holm wußte kaum, was er thun sollte. Nach einiger Ueberlegung beschloß er, an seine Tochter zu telegraphiren: „Sei unbesorgt, komme nach Meran.“ Er selbst reiste mit dem nächsten Zuge nach Innsbruck.

Im Krankenhaus angekommen, erhielt er auf seine ängstlichen Fragen die Antwort, Dr. Holst wäre allerdings noch am Leben, schwebte aber in großer Gefahr. „Wir hatten gerade einige eigentümliche Typhusanfälle, die Dr. Holst mit großem Interesse beobachtete und er hielt sich mehrere Stunden in dieser Abtheilung auf, um die Krankheitsform, die ganz neu war, zu studiren. Es muß wohl eine Ansteckung stattgefunden haben, denn Dr. Holst erkrankte plötzlich unter gefährlichen Symptomen. Drei Wochen hat er bewusstlos gelegen. Einer unserer Kollegen wußte, daß Holst verheiratet war, und wir telegraphirten an seine Frau, von der jedoch keine Antwort erfolgte.“

„Eine unglückselige Verletzung von Umständen“, murmelte der Professor.

„Es ist noch eine Frage, ob er durchkommt, denn seine Kräfte sind fast erschöpft. Wenn nicht sehr bald eine Wendung zum Besseren eintritt, müssen wir jede Hoffnung aufgeben.“

Der Professor war außer sich. Zunächst mußte er Emma jetzt auf das Schlimmste vorbereiten. Er beschloß, ihr bis zu einer Station entgegen zu fahren, die sie auf dem Wege nach Meran passieren mußte. Wie fürchterlich hatte sich ihr Geschick nicht in diesen wenigen Wochen verändert! Als er seine Tochter aussteigen sah, konnte er seine Bewegung kaum bemeistern. Wie schlecht sie

ausah! Wie war das kleine, früher so rotwangige Gesicht jetzt schmal und blaß geworden! Und doch welcher Glanz in ihren Augen, welche Freude im Blick, welche Klarheit in ihrem Gang! Auf den ersten Blick sah der Vater, welche gute Wirkung das Telegramm auf sie ausgeübt haben mußte. Er giug schnell auf sie zu.

„Dein Gepäck?“ fragte er.
„Das kommt direkt!“ versetzte sie.
Er winkte einen Gepäckträger.

„Komm schnell!“ sagte er in kurzem Tone. Etwas verwundert folgte sie ihrem Vater.

„Wir fahren in 20 Minuten“, sagte er.
„Nein, in zehn. Der Zug nach Meran...“

„Ja, aber wir fahren nach Innsbruck.“
„Nach Innsbruck?“

„Paul ist krank!“
„Doch nicht gefährlich?“

„Das wollen wir hoffen.“
„Sag mir alles!“ flüsterte sie.

Er sagte ihr alles, verheimlichte nichts, nicht seine Besorgnis, nicht die Zweifel des Arztes. Während er sprach, traten ihm oft die Thränen in die Augen.

„Vater!“ sagte sie leise, „fürchte nichts, Paul stirbt nicht! Ich weiß, er wird wieder gesund werden.“

So mußte die Tochter, deren Schmerzesausbruch der Vater gefürchtet hatte, jetzt ihn selbst noch trösten und beruhigen. Sie führte den alten Herrn zum Kouvee, besorgte die Fahrkarte und das Gepäck und schien so ruhig und gefaßt, daß der Vater erstaunt sein Kind betrachtete, das er nicht mehr verstand. Doch auch er hatte den festen Glauben, Paul würde durchkommen.

Im Krankenhaus kam ihnen der Arzt mit freudlicher Miene entgegen.

„Gereitet!“ sagte er.
Emma wartete. Jetzt war sie nahe daran die Fassung zu verlieren. „Wo ist er?“ fragte sie schließlich.

„Sie müssen einen Augenblick warten, gnädige Frau. Der Kranke ist erst vor kurzem zu sich gekommen und ist sich über seine Lage gar nicht klar. Wir müssen ihm jede Aufregung ersparen. Als er aus seinem Fieberwahn, von dessen Langwierigkeit er glücklicherweise keine Ahnung gehabt, erwachte, war seine erste Frage: „Wo ist Emma?“ Die Krankenpflegerin, welche annahm, er meinte sie, Gnädige, antwortete: „Sie schläft jetzt, wird aber bald kommen; ich vertrete sie nur!“

Als Emma die Schwester erblickte, welche ihren Mann so treulich gepflegt, während sie abwesend war, konnte sie ihre Bewegung kaum bemeistern. Sie war ihr dankbar ans der Tiefe ihres Herzens und hätte ihr das so gern gesagt, und doch war sie nicht im Stande, die Schwester anzusehen, sie fürchtete ihren scharfen, durchdringenden Blick, und so konnte sie in diesem Augenblick ein Gefühl brennender Scham und Reue nicht unterdrücken. Wie klein und jämmerlich kam sie sich jetzt vor mit ihrem eigenen Opfer, im Vergleich zu dieser Frau, die nur Entjagung und Güte kannte.

„Es hat lange gedauert, ehe Sie gekommen sind, Frau Holst, sagte Schwester Anna, „sind Sie krank gewesen?“

Emma war nicht im Stande, zu antworten. Eine lange Pause trat ein. Endlich sagte sich Emma und sagte: „Schwester, weiß man Mann, daß ich nicht bei ihm war?“

„Nein“, versetzte diese: „er war ja nicht bei Bewußtsein.“

„Sagen Sie es ihm nicht“, bat Emma mit gefalteten Händen. Sie bedachte nicht, daß sie ihr Geheimnis mit der Bitte zum Teil verriet. „Ich will ihm selbst alles erklären, wenn er wieder kräftig ist.“

Die Schwester nickte. „Das würde mir nie in den Sinn kommen, das geht mich ja gar nichts an.“

„Dann erhob sie sich. „Ich will sehen, ob der Herr noch schläft“, meinte sie und öffnete leise die Thür. „Er schläft noch“, flüsterte sie. „Segen Sie sich an sein Bett, und wenn er erwacht, geben Sie ihm einen Löffel von

dieser Medizin.“ Damit entfernte sich die Krankenpflegerin leise.

Emma blieb allein bei ihrem Gatten. Sie preßte beide Hände fest aufs Herz, das zu springen drohte. Ach Gott, das war Paul! Dieser ausgezeherte, todtblaße Mann mit dem langen, ungepflegten Bart, dem weißen Haar, den mageren Händen und den tief in den Höhlen liegenden Augen! Ach Gott, was mußte er gelitten haben, wenn die Krankheit so fürchterliche Spuren hinterließ! Und in welchen hatte sie während der ganzen Zeit seiner Krankheit nur Aerger über seine vermeintliche Treulosigkeit empfunden; sie hatte ihn in ihrem Herzen angeklagt und sich selbst gesagt, seine Liebe wäre unecht. Allzu schnell hatte sie ihn aufgegeben. Ein Sturm von Gefühlen tobte in ihrer Brust; doch sie mußte sich rühren und durfte sich nicht rühren! Wie gerne hätte sie ihn in die Arme genommen, ihn geküßt, ihm alles eingestanden und ihn so lange angefleht, bis er ihr schließlich vergeben hätte. Jetzt schlug er die Augen auf. Sie verriet ihre Aufregung mit keiner Miene. Mit sicherer Hand reichte sie ihm die Medizin und führte den Löffel zu seinem Munde. Er sprach kein Wort, drehte sich nur ein wenig nach der Seite um und schlief wieder ein.

Die Genesung schritt langsam vorwärts. Emma übernahm mit großem Takt und großer Thätigkeit vollständig seine Pflege, so daß die Schwester sich zurückzog. „Ich muß zu Leuten, die meiner dringender bedürfen“, erklärte sie auf Emmas Bitte, noch ein paar Tage zu bleiben. „Sie werden ja nichts verabsäumen, Frau Holst!“ Wie gern versprach ihr Emma das, und mit welcher Selbstaufopferung pflegte sie ihren Mann!

Der Professor reiste nach Hause. „Ihr habt mich ja gar nicht mehr nötig, Kinder, und ich sehne mich nach Ruhe.“

Da blieben die beiden allein. Erst nach Verlauf einiger Wochen war Holst soweit, daß er das Krankenhaus verlassen und in eins der prächtigsten Alpenhotels ziehen konnte, die Innsbruck in eine neue Schweiz verwandelt haben.

Emma hatte es lange Zeit nicht über sich gewinnen können, ihre Thorheit einzugehen. Sie hatte nie den Mut dazu. Erst nach Jahr und Tag, als sie in ihrer Villa auf der Beranda saßen, und hinausblickten auf die herrliche Frühlingslandschaft, die sich vor ihren Augen ausbreitete, da übermannte sie ein starkes Gefühl, daß sie vor ihrem Mann kein Geheimnis haben durfte, denn er war rein und gut und liebte Reinheit und Schönheit über alles.

Die Wiege mit dem schlummernden Kinde stand an ihrer Seite.

Und nun erzählte sie ihm, wie sie vor dem Glück gestanden war.

Lächelnd schüttelte der junge Doktor den Kopf. „Wie oft hat mir meine kluge Frau nicht eingerannt, es giebt nur eine Gottheit: die Wahrheit! Sie glaubt, wie ich, an Schönheit und Güte, und hat vor nicht langer Zeit in ihrer schwereren Stunde Gott um Hilfe angerufen. Und nun höre ich eine abenteuerliche Geschichte, wie diese selbe Frau — meine Frau — den seligen Polykrates in Szene gesetzt und meine erste Abwesenheit von Hause dazu benutzt hat, um — fortzulaufen? Wann werdet ihr Weiber endlich zur Vernunft kommen?“

„Das weiß ich nicht“, flüsterte Emma leise und küßte das Kind.

Scherzfragen

Welches Wort wird kürzer wenn man eine Silbe hinzusetzt?

Welcher Mensch hat den vierten Teil der Welt geübt?

Wieviel Eier konnte Herkules nachtruhen essen?

Wieviel sind Avoisiel gewesen?

Was ist schwerer? 1 lb Eisen oder 1 lb Blei?

Wann haben die Wälder weiße Hüte?